

4.

PRÄGEND: HUGO VON HOFMANNSTHAL UND BODENHAUSEN – EINE FREUNDSCHAFT FÜR'S LEBEN (ab 1897)

Legion muss die Zahl der mehr oder minder bedeutenden Menschen gewesen sein, die Bodenhausens Weg im Lauf der Jahrzehnte gekreuzt haben. Dennoch: nur Wenige dürfen sich tatsächlich als Freunde Eberhards bezeichnen. Die nachstehenden Erwägungen gelten für alle die Personen, die ihm nahegestanden haben, wenngleich sich unter diesen wiederum Hugo von Hofmannsthal an ganz herausgehobener Stelle befindet.

ZUR THEORIE DER FREUNDSCHAFT

Welches Geheimnis umweht die berühmten Männerfreundschaften der Weltgeschichte? Welche Kraft hat eine Beziehung wie die des Dichters Goethe zu seinem Landesherrn Carl August ein Leben lang vor dem Erkalten bewahrt? Bündige Antwort hält vielleicht schon Meyers Konversationslexikon [66] bereit. Die Klassiker der Nachschlagewerke vom Ende des 19. Jahrhunderts zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie auch die Psyche des Menschen zergliedern, dessen Gefühlsregungen, jeden Wimpernschlag – zum Teil mit enervierender Detailversessenheit – erklären. Das, was man eigentlich schon ahnte, für selbstverständlich hielt, bringen Meyers und der Brockhaus auf den Punkt

und kleiden es in wohlgeformte Sätze. Hat vielleicht ein zwanzigbändiger Meyers oder Brockhaus in Bodenhausens Studierstube gestanden? Wer weiß. Die bezeichnete zeitgenössische Quelle definiert Freundschaft jedenfalls zunächst als »ein Verhältnis gegenseitiger Zuneigung«, die auf dem »Bewusstsein äußerer oder innerer Gleichheit« beruht. Die äußere Gleichheit kann auf »gleiche Abstammung, gleiche Welt – und gesellschaftliche Stellung, Gleichaltrigkeit, gleiche Geschäfts- oder Vergnügungszwecke« zurückgehen. Das ist dann die »weltliche Freundschaft«, zu der u. a. auch die Waffenbrüderschaft und das gemeinschaftliche Pokulieren (»Zechbrüderschaft«) gehören. Es ist klar, dass einem Eberhard von Bodenhausen – davon abgesehen, dass dann alle Adelige untereinander Freunde sein müssten – dies nicht zur Begründung tieferer Gefühle genügen kann. Eine freundschaftliche Beziehung muss daher auf höheren Werten basieren, muss im Kern Elemente des Edlen, Uneigennütigen mit einem Hang zur Weltverbesserung aufweisen. Das ist Freundschaft, die auf »innerer Gleichartigkeit (der Überzeugung, des Geschmacks, der Gesinnung)« sich gründet. Sie heiÙe, so Meyers Konversationslexikon [66], »geistliche Freundschaft« (nicht im religiösen Sinne, sondern als »Freunde im Geist« auszulegen). Die geistige Freundschaft wird charakterisiert als eine Übereinstimmung im Denken, Fühlen und Wollen. Sie führt zu einem »Geister-, Seelen- oder Charakterbund«. Das ist die Basis der jahrzehntelangen Freundschaft Bodenhausens mit Hofmannsthal, Kessler, van de Velde und anderen.

TECHNIKEN DER FREUNDSCHAFT

Die in diesem und im nächsten Kapitel behandelten Personen sind mit Bodenhausen und untereinander im jungen Erwachsenenalter bekannt geworden. Neben persönlicher

Sympathie hat die Übereinstimmung der geistigen Interessen die Freundschaft am Leben erhalten. Nur am Rande Meyers Lexikon sehr treffend: »Daher erlischt die Freundschaft, sobald die Übereinstimmung aufgehört hat ...« [66]. Wer glaubt, die »innere«, geistige Freundschaft habe etwas mit dauernder Nähe zu tun, irrt. Von geringen Zeitfenstern abgesehen, sind die Protagonisten einander räumlich fern gewesen. Die glücklichen Momente wechselseitiger Besuche und persönlicher Treffen werden über die Jahre immer seltener. Jeder beschreitet im Leben eigene Pfade. Oft sehen sich die Freunde jahrelang nicht. Diesem misslichen Umstand hilft ein mehr oder minder intensiver Briefwechsel ab. Der Austausch von Briefen ist das Mittel der Wahl. Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Projekte, Schilderung von Erlebtem, Freud und Leid aus dem Familienkreis, Empfehlungen, Reiseeindrücke, Teilnahme am intellektuellen Genuss des anderen und Unzähliges mehr gelangen so an den Empfänger. Jener sieht das Bild des anderen nebelhaft vor sich aufscheinen, erinnert sich letztvergangenem Zusammenseins. Eine Momentaufnahme aus dem Jahr 1904 – Eberhard an den »lieben Hugo«: »Meine Feder schmiert und solche Dinge stören mich sehr. Im Geiste bin ich die ganze Zeit, während ich dies schreibe, bei Euch vor Deinem Schreibtisch und sehe den Mantegna und den Rodin« [10]. Da man sich in Schemen beinahe zu sehen oder zu hören (»... hörte Ihre Stimme aus Ihren Briefen ...« [11]) glaubt, den anderen stets nahe wähnt, vergisst man den Genossen auch nicht. Es wird bemerkt, wenn über geraume Zeit keine postalische Botschaft eingeht. Für Kurzmitteilungen greift man zur Postkarte. Eilige Nachrichten werden im typisch gehackten und wortarmen Schreibstil per Telegramm versendet. Durch die Briefe zieht sich wie ein roter Faden der Wunsch, den jeweils anderen doch bald einmal wieder persönlich treffen zu können. Aber es ist wie verhext: Ist der eine in Wien, Berlin oder sonst wo, muss der andere nach Paris oder nach

Weimar. Die persönlichen Kontakte, so der Eindruck, nehmen wegen der äußeren Umstände tendenziell eher ab. Aber nicht überraschend tut das der Freundschaft – eben, weil es eine »innere«, geistige ist – keinen Abbruch. Die briefliche Anteilnahme am Schicksal des anderen, so erscheint es, ist eine sehr intensive, gehaltvolle Sache, vermutlich manchmal ergiebiger als ein kurzer Gedankenaustausch gelegentlich eines Hotelfrühstücks. Briefe werden als Andenken heilig geachtet und archiviert, auch bei Bedarf weiterverbreitet. So kann man ein solches Schriftstück mit Bitte um Einsicht und Rückgabe an einen weiteren Adressaten reichen. Wenn der Schreiber es wünscht – wie Kessler bei verschiedenen Kriegsbriefen [21] – fertigt der erste Empfänger Abschriften, die dann an einen vom Verfasser bezeichneten vertrauten Kreis gesendet werden (»Sammelbriefe«). Private Schriftstücke an die Freunde werden im Regelfall von eigener Hand geschrieben. Bisweilen bedienen sich die Versender schon der Schreibmaschine, einer Technik, die nach der Jahrhundertwende ihren Siegeszug antritt. Ab und an schreiben beim Vorliegen von Hinderungsgründen Beauftragte, wie z. B. Hofmannsthal's Ehefrau Gerty, statt seiner oder Bodenhausens Sekretär, der bei der Firma Krupp für ihn tätig ist. Das Telefon hat sich als Massenkommunikationsmittel augenscheinlich noch nicht durchgesetzt. Der Brief ist und bleibt das Maß aller Dinge. Literaturwissenschaftler beschäftigen sich mit der »Epistolarkultur« um 1900 und konstatieren ein epochetypisches Anschwellen, ja Ausufern des »Briefeschreibens«. Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach besitzt beispielsweise 6000 an Harry Graf Kessler gerichtete Briefe [90]. Für Hugo von Hofmannsthal geht man von wenigstens 10 000 hinterlassenen Briefen aus [85]. In den Zeiten des PAN bekundet Bodenhausen, an einem Tage, genauer »im Lauf des Nachmittags«, 25 Briefe verfasst zu haben [10]. Doch genug des Atmosphärischen. Lernen wir Hofmannsthal kennen.

HUGO VON HOFMANNSTHAL (1874–1929)

Herkunft und Jugend

Hugo von Hofmannsthal ist und bleibt im Verhältnis zu dem Netzwerk enger »deutscher« Freunde immer »der Österreicher«. Seine ganze Prägung wird bestimmt durch einen Kulturkreis, der von dem Eberhards fühlbar abweicht. Hofmannsthal ist alles, was Eberhard von Bodenhausen nicht ist: süddeutsch, katholisch, von sehr jungem Adel, mit einem Herkunftsstrang ins Jüdische. Um mit letzterem zu beginnen: Ein Urgroßvater des Dichters ist Isaak Löw Hofmann, der wegen seiner »Verdienste um die österreichische Seidenindustrie im Jahre 1835 nobilitiert wurde.« [80] Der Großvater konvertiert zum Katholizismus. So verwischt sich die israelitische Abstammung zur Unschärfe. Dennoch wird Hofmannsthal bisweilen – wohl auch nicht selten dann, wenn ihm jemand Übel will – mit diesen, seinen Ahnen mosaischen Glaubens, konfrontiert. Noch 1925 sieht sich Hofmannsthal zu folgender Klarstellung veranlasst: »Darf ich, im Vorübergehen, eine persönliche Bemerkung machen? Sie nennen meinen Namen auf einer der ersten Seiten in einer Reihe (sehr achtbarer) deutscher Schriftsteller, die Juden sind. Unter meinen vier, zu Anfang des XIXten Jahrh. geborenen Großeltern war *ein* (Heraushebung im Original – d. V.) Teil jüdischer Herkunft, die drei anderen jeweils niederösterreichisch-bäuerlicher, süddeutscher (schwäbischer), u. italienischer (altlombardischer)« [51].

Was den Adel Hofmannsthals anbelangt, so mag dieser jung sein, dem Dichter sichert er aber dennoch einen herausgehobenen sozialen Status [80]. Allerdings ist das Vermögen der ersten »industriellen« Generation schon im Mai 1873 im »Wiener Börsen- und Bankenkrach« untergegangen. Als Hofmannsthal am 1. Februar 1874 in Wien das Licht der Welt erblickt, zeichnet sich demnach schon ab, dass sein

Vater als »Gehaltsempfänger« [80] für den Unterhalt der Familie sorgen muss. Er bringt es schließlich zum Direktor der Österreichischen Central-Boden- und Credit-Bank. Hugo bleibt das einzige Kind dieser Ehe. Die Mutter, geborene Fohleutner, wird als anstrengend, »psychisch labil« [80] und von »krankhafter Sensibilität« [22] beschrieben. Seine eigenen nervlichen Erregungszustände und depressiven Verstimmungen betrachtet der Dichter später als Erbteil der Mutter. Dem Kind wird bald bescheinigt: »Empfindsamer Hochbegabter, der früh ein kleiner Erwachsener« wird [80]. Quasi als Kompensation für den Verlust des Familienvermögens erhält der Erwerb von Bildung die erste Rangstelle in der Erziehung des Knaben zugewiesen. Durch exzellente Ausbildung soll die materielle Sicherstellung des Nachwuchses zukünftig garantiert werden. Den Privatlehrern folgt das Akademische Gymnasium. Den Weg zum Dichter pflastern Lektüererfahrungen: »Der Umgang mit Büchern war die Hauptbeschäftigung des einsamen Kindes ... Hinzu kamen die häufigen Theater- und Opernbesuche, die seine Phantasie ... beflügelten, ...« [22]. Als 16-jähriger Gymnasiast erringt er unter dem Pseudonym Loris erste Anerkennung und knüpft Kontakte in die Wiener Künstler- und Mäzenatenwelt. Gerade wegen der deprimierenden Erfahrung der Eltern, dass einmal erworbener Wohlstand wie Laub im Herbstwind verwehen, eben vergänglich sein kann, stellt sich denn auch im Haushalt Hofmannsthal die Frage, welche Berufswahl die beste für den Sohn sei. 1892 wird er zu einem Studium der Rechtswissenschaften an der Wiener Universität gedrängt. Nach der ersten Staatsprüfung 1894 gibt er entnervt auf (»Nicht eine Stunde lang hab' ich zu diesem Fach eine lebendige Beziehung gewinnen können.« – [22]). Dem Militärdienst folgt 1895/96 ein Studium der Romanistik, das ihm mehr liegt als das vorige Studienfach. 1898 wird er zum Doktor promoviert. Nun, in den neunziger Jahren, ist er schon ein aufstrebender Stern, der

sich mit Gedichten, kleinen Dramen, Erzählungen und Novellen einen Namen gemacht hat. Geprägt ist diese Phase von einem gewissen Dualismus: Auf der einen Seite tastet Hofmannsthal Möglichkeiten ab, einen »Brotberuf« zu ergreifen, auf der anderen Seite erwägt er eine Tätigkeit als »freier Schriftsteller«. Noch ist nichts entschieden. Das ist der Stand, als Bodenhausen und Hofmannsthal einander kennenlernen.

Erste Bekanntschaft mit Bodenhausen

Die nähere Veranlassung, sich mit dem Literaten Hofmannsthal zu beschäftigen, ergibt sich aus der Tätigkeit Bodenhausens für den PAN. Frühe Kontakte des Dichters zur Redaktion des PAN bestehen schon seit Ende 1894 [90]. Bis zu dem persönlichen Kennenlernen im Juni 1897 [90] hat Hofmannsthal schon verschiedentlich in der Zeitschrift publiziert. Man weiß also zwar von einander, ist sich jedoch noch nicht von Angesicht zu Angesicht begegnet. Gelegentlich einer Geschäftsreise, die, wie es Eberhards Art ist, mit einer Werbereise für den PAN verquickt wird, treffen die jungen Männer in Wien aufeinander. Bodenhausen ist da 28 und Hofmannsthal 23 Jahre alt. Der Reisende in Sachen Kunst hat einen Plan. Unzufrieden mit dem literarischen Niveau der Zeitschrift, will er dieses durch weitere Veröffentlichungen Hofmannsthals heben. Kessler lässt er aus der Donaumetropole am 17. Juni wissen: »Hier hoffe ich Hofmannsthal zu kirren, dann können wir uns doch mal wieder sehen lassen.« [90] Der Erfolg des Treffens besteht in der weiteren künstlerischen Unterstützung der Jugendstilzeitschrift durch den jungen, aufstrebenden Wiener Dichter, wenngleich, wie der Briefwechsel Kessler – Hofmannsthal aus dieser Zeit bezeugt, die praktische Zusammenarbeit im Redaktionellen nicht frei von Misstimmungen

und Unzutraglichkeiten gewesen ist. Ende 1898 schlägt der Dichter dem Grafen Kessler sogar vor: »... wir wollen einmal diesen dummen ›Pan‹ aus unserer Correspondenz ausschalten.« [21] Nur zur Erinnerung: in dieser Krisenphase hat sich Bodenhausen bereits aus dem Tagesgeschäft beim PAN herausgezogen. Kessler und Flaischlen führen die Zeitschrift. Jedenfalls bleibt aber zu konstatieren, dass der Ursprung der Freundschaft zwischen Eberhard von Bodenhausen und Hugo von Hofmannsthal aus den Tagen des PAN herrührt. Nach der Zusammenkunft in Wien im Sommer 1897 hat der Dichter einen glühenden, leidenschaftlichen Anhänger gewonnen. Hofmannsthal's »Lebensmesse« [69] versetzt Bodenhausen in ein rauschhaftes Glücksgefühl. Jubelnd, der Verzückerung nahe, an Kessler: »Und dann als ich nach Hause kam, die Lebensmesse von Hofmannsthal. Nicht so mit Keulen zusammengeschlagen, wie Dehmel (Richard Dehmel / zeitgenössischer Dichter – d.V.), nicht so dunkel und sprungweise und ungleichmäßig; auch ohne die großen Gewaltstellen; aber schön, schön, schön ... Die Dichtung hat etwas vom Vollendeten, von der Harmonie ohne Mißton, es gleitet hin, wie über einen stillen ruhigen Fluß bei Abendbeleuchtung; man vergißt sich und die Welt; man ist nur noch reines, restlos (es?) Genießen ...« [90]. Am selben Tage, dem 25. September 1897, nahezu wortgleich an den Verfasser selbst: »Sie müssen die Briefe lesen, die ich eben an Kessler und Flaischlen über Ihr herrliches, herrliches Gedicht geschrieben habe. Oh, wie ist das schön, schön, schön; ich habe die Empfindung gehabt, auf einem stillen, ruhigen Flusse hinzutreiben an einem schönen Sommerabend, nur noch restloses, wunschloses Genießen ...« [10]. Er, Bodenhausen, wird das Werk unverzüglich an Flaischlen geben, an dessen »begeisterter Zustimmung« er nicht zweifelt. Zwar würde der Redakteur sicher die Länge des lyrischen Gedichts monieren, widerborstig behaupten, »keinen Platz zu haben«. Bodenhausen wild entschlossen, ganz



Hugo von Hofmannsthal, Porträtfotografie von Nicola Perscheid, um 1910
(Gästebücher Schloss Neubeuern)

resolut: »... aber da wird eben Platz geschafft.« [10] Im Mai 1898 besucht Hofmannsthal erstmals Berlin. Eigentlich will er Eberhard von Bodenhausen treffen, aber jener hält sich eben gerade nicht dort auf. Der junge Dichter wendet sich daher an Harry Graf Kessler, den er bis dahin »nur vom Namen kannte« [100]. Aus diesem Stelldichein entspringt gleichfalls eine jahrzehntelange menschlich und künstlerisch überaus fruchtbare, aber nicht frei von Spannungen existierende Verbindung, deren Resultate der Kulturgeschichte angehören. Das äußere Bild, das man sich von dem jungen Hof-

mannsthal in dieser Zeit machen muss, hat Kessler seinem Tagebuch anvertraut: »... er ist ein kleiner, lustiger Wiener mit hoher detonierender Stimme sprechend, aber durchaus sympathisch und natürlich, eher affektiert natürlich in seiner Art und Weise.« [21] Die Reise des Dichters nach Berlin hat auch durchaus einen wirtschaftlichen Hintergrund – für den PAN und den Künstler. Die Jugendstilzeitschrift will ihren Lesern etwas aufregend Neues bieten, der Dichter will sich bekannt machen; er sucht »Anschluss an die deutsche Kulturszene ...« [100]

Streiflichter zum Lebensweg des Hugo von Hofmannsthal

Berufswahl: Nach einer Findungsphase sind die Würfel gefallen. Bemühungen um eine Professur führen ins Leere; das Projekt, den jungen Mann in den Staatsdienst in Gestalt eines besoldeten »Kunstraths« zu implementieren, scheidert. Ab dem Jahr 1901 scheint bei Hofmannsthal Klarheit über das Wagnis geherrscht zu haben, sich künftig durch Publizieren zu unterhalten. Der Dichter selbst: »... so verzichtete ich auf eine feste Anstellung und wurde im bürgerlichen Berufssinne ›freier Schriftsteller« [22]. Zu diesem Zeitpunkt kann er schon auf ein beachtliches Frühwerk verweisen. Dennoch: Von seiner Geistesarbeit zu leben und bald sich und die Seinen zu ernähren, bleibt über viele Jahre ein hartes Geschäft.

Das liebe Geld: Literatur stellt einen Zusammenhang zwischen dem finanziellen Niederbruch der Eltern beim Wiener Börsenkrach 1873 und der Einstellung des Poeten zur Frage der materiellen Wohlfahrt der Familie her. »Hofmannsthals eigenes fast pathologisches Bemühen in Geld- und Honorarfragen – die ›Unsinnigkeit meines angespannten Denkens an Geld‹ – ist wohl diesem Verlust geschuldet.« [22] Womöglich geht Hofmannsthal hier aber mit sich zu hart ins Gericht. Es erscheint doch wohl nur natürlich, dass der, der das Geld nicht »hat«, es erst erwerben muss, so denkt. Wer in den vielfältigen Briefwechseln liest, wird immer wieder Zitate finden, an denen Hofmannsthal höflich, aber bestimmt, ja nachdrücklich auf der Respektierung seiner pekuniären Interessen besteht. Wer sich daran stört, hat nicht erkannt, dass durch die Umstände auch der freischaffende Schriftsteller streng genommen Unternehmer ist.

Umfeld und Freundeskreis: Von der Gymnasialzeit an verkehrt Hofmannsthal im Umfeld von Künstlern, Schriftstellern und Mäzenen seiner Heimatregion. Aus diesem Kreis der »Jung-Wiener« [22] entsteht manch tiefe Freundschaft, so zu Leopold von Andrian. Der Maler Hans Schlesinger wird darüber hinaus bald sein Schwager. Zu den heute noch stark im öffentlichen Bewusstsein verankerten Schriftstellern jener Zeit, die Kontaktperson des jungen Hofmannsthal sind, zählt u. a. Arthur Schnitzler. Eine besondere Rolle spielt in den frühen Jahren der Dichter Stefan George, den er zunächst als einen »Zwillingsbruder« [86] im Geiste ansehen will. Die Beziehung endet im Eklat 1906. Tatsächlich gewinnt nach der Jahrhundertwende der »deutsche« Freundeskreis für Hofmannsthal erheblich an Gewicht, ohne dass darin eine Abwendung von seinen heimatlichen Wurzeln zu erblicken wäre. Namen wie Kessler, Borchardt, Schröder, Strauss, Reinhardt – und auch Bodenhausen – werden von nun an für den Dichter bedeutend und treten in den Vordergrund seines Interesses.

Ehebund, Familie und Tod: Im Jahr 1901 heiratet Hofmannsthal Gertrude Schlesinger, genannt Gerty. Die Familie seiner Frau entstammt identischem Milieu wie der Dichter selbst. Als »Generalsekretär der anglo-österreichischen Bank« [80] firmiert sein Schwiegervater. Die Braut konvertiert vor der Eheschließung vom mosaischen zum katholischen Glauben [127]. Sie wird der zukünftige gute Geist des Hauses. »Gerty hat mit Geduld und Hingabe als Hüterin seiner Dichtkunst gewirkt, sie bot ihm bürgerlichen Untersatz und stützte ihn, wenn er schwankte. Sie war weit mehr als die Frau, die man am Briefende grüßen lässt ...« [80]. Dazu: Mit außerordentlichem Amusement nimmt man z. B. die in unzähligen Abwandlungen vorkommenden, orientalisches anmutenden Schlussformeln Kesslers zur Kenntnis, die oft lauten wie: »Deiner Frau

lege mich gütigst zu Füßen.« [21] Aus der Ehe gehen drei Kinder (Christiane *1902, Franz *1903, Raimund *1906) hervor. Tragisch endet der ältere Sohn Franz, der sich 1929 das Leben nimmt. Zwei Tage nach dem Selbstmord, am Tag der Beerdigung des »Sorgenkinds« Franz [22] – es ist der 15. Juli 1929 – erleidet der Dichter einen Schlaganfall und verstirbt im Alter von 55 Jahren.

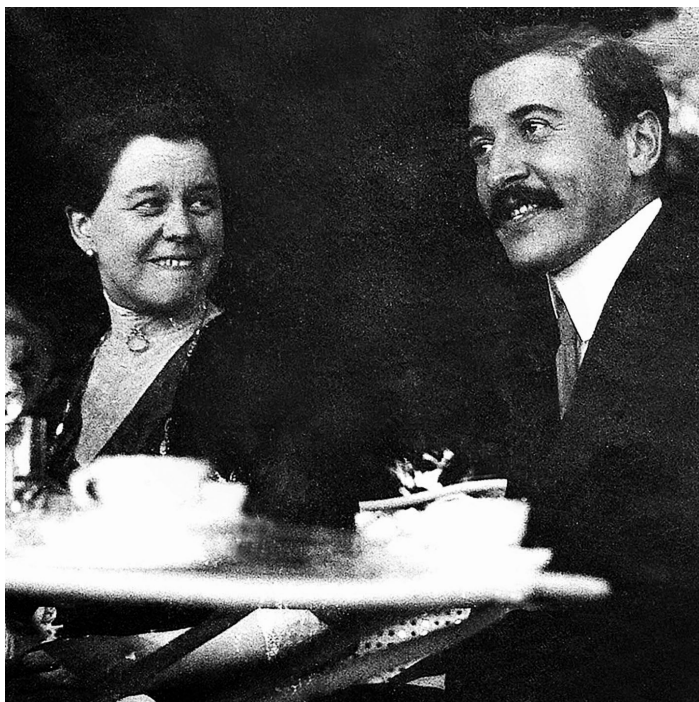
Wohnsitz: Hugo von Hofmannsthal lebt bis zur Eheschließung im Haushalt der Eltern. Vorübergehende »Versuche, sich ein eigenes Arbeitszimmer zu mieten« [22], stellen keine räumliche Veränderung dar. So geht die berühmte Wiener Adresse des Geburtshauses Salesianergasse 12 in die Literaturgeschichte ein. Ständiger Wohnsitz Hofmannsthals wird ab dem Jahr 1901 bis zu seinem Tod das »Maria-Theresien-Schlössl« oder »Fuchs-Schlössl« in Rodaun bei Wien. Am 16. März 1901, als man noch beim unterkühlten »Sie« und beim »lieben Herrn Baron« ist, schreibt der Dichter an Bodenhausen: »Das Schönste ist, dass wir ein unglaublich kleines Haus auf dem Land gefunden haben, zwanzig Minuten (Eisenbahn) von Wien, in dem wir Sommer und Winter wohnen werden. Es ist zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia von einem Fürsten Trautso(h)n, der ein Schwarzkünstler gewesen sein soll, für seine Geliebte gebaut worden. Es ist nicht größer wie ein Bauernhaus, hat ein wunderschön geformtes altes Schindeldach, einen großen grünen Salon mit bemalten Wänden, und einen tiefen, in den schwarzen Felsen gewölbten Keller.« [10]

Militärdienst: Wie in Preußen und im Deutschen Reich, existiert auch im Kaiserreich Österreich die Möglichkeit als Einjährig-Freiwilliger zu dienen. Diese verkürzte Dienstzeit mit dem Ziel den Stand eines Reserveoffiziers zu erreichen, nutzt den Söhnen der Oberschicht. Der junge Dichter leistet seinen Wehrdienst bei der Kavallerie ab und wird nach

der Offiziersprüfung »im Dezember 1896 ›Lieutenant in der Reserve‹ im Ulanenregiment Freiherr von Ramberg« [22]. Sein Status als Reserveoffizier verpflichtet ihn, sich in den nächsten zehn Jahren zu Reserveübungen einberufen zu lassen. Das Verhältnis Hofmannsthals zum Waffendienst erscheint durchaus ambivalent. Während des Wehrdienstes selbst soll er von der Monotonie des Soldatenalltags seelisch erschüttert gewesen sein [22]. Später liest man auch anderes. Der Dichter von einer »Waffenübung« in Olmütz im November 1904: »Fühle mich aber dabei so ruhig, munter und wohl wie lange nicht. Ist doch hübsch, früh hinauszureiten, ganz zusammengefröhen nachhauskommen ... [10] 1909 geht Hofmannsthal aus der Reserve zur Landwehr über [21].

Schriftstellerleben: Man macht sich bei nur oberflächlicher Betrachtung keine Vorstellung davon, unter welchem starkem Leistungsdruck der Künstler meist gestanden hat. Da ist zunächst die stetige Angst, in unproduktive Erstarrung zu geraten, Manuskripte und zugesagte Arbeiten nicht rechtzeitig liefern zu können. Hinzu tritt die Sorge, Zeitausfälle durch Erkrankung oder depressive Phasen zu erleiden. Wenn er das Gefühl hat, eine Tätigkeit geht ihm gut von Hand, dann sieht er sich außerstande, diese wegen eines Besuches zum Beispiel zu unterbrechen. Er fürchtet, er verliere nicht Tage, sondern Wochen oder Monate, ehe er wieder Vorzeigbares schaffen könne. Er arbeitet an zahlreichen Projekten gleichzeitig, manches dauert Jahre, vieles bleibt Fragment. Mit manchem Stoff ringt er Jahrzehnte.

Als wahrscheinlich energieverbrauchend muss er auch die erhebliche Zahl kleiner Arbeiten, etwa Artikel für Zeitschriften, Rezensionen und das Entwerfen von Vorträgen, empfunden haben. Ungeheure Zeit verschlingen die zahlreichen Reisen. Dies besonders, als seine Werke den Weg in die großen europäischen Theater finden. Allerdings sind Reisen auch Quelle der Inspiration. So gewinnt er eine intensive, anregende Be-



Dora von Bodenhausen (?) mit Hugo von Hofmannsthal in Altenbeuern (Archiv Schloss Neubeuern)

ziehung zu Venedig. Mit dem Griechenland der Gegenwart, das er 1908 im Schlepptau von Kessler und Maillol bereist, kann er nicht soviel anfangen. Aber ganz unbestritten: Reisen bildet – und strengt an. Eine Besuchsankündigung für Eberhard von Bodenhausen: »Ich fahre also Anfang März: Wien – Breslau ›Vortrag‹, Dresden (Bildergalerie) – Leipzig (6ter März) – Cassel (Bildergalerie) – Düsseldorf (jemand besuchen) – Köln (Vortrag 11ter März) – Aachen (Vortrag 12ter) – Bonn (Vortrag 14ter) – von dort wollte ich nach Heidelberg, Sie zu sehen, dann über Würzburg (Tiepolo).« [10] Und warum die Schinderei, dieses Abziehen, Ablenken

von den wirklich großen Vorhaben, die ihm am Herzen liegen? Es ist schon wieder dieses verdammte Geld. Hofmannsthal vertraut die ihn treibenden Zwänge Eberhard von Bodenhausen 1903 ganz ungeschminkt an: »Das angebotene Honorar (für einen Vortrag – d. V.) pflegt ganz anständig zu sein, 200–300 Mark, aber wenn man die weite Reise machen soll, bleibt einem nichts.« Und: »... dass ich von Haus aus nichts habe, haben wir, glaub ich, voriges Jahr in einem Gespräch festgestellt ...« [10]. Das ist eine Offenbarung, die der Dichter sicher auch nicht jedem gegenüber gemacht hätte.

Gedanken zum Werk: Bedeutende Teile des Hofmannsthalschen Schaffens sind ins europäische kulturelle Erbe eingegangen und bis in die Gegenwart präsent. Hier sind als erstes die Früchte der mehr als zwei Jahrzehnte währenden Zusammenarbeit mit dem Komponisten Richard Strauss zu nennen. Als Librettist für den »Rosenkavalier« (Uraufführung 1911) gelingt es Hofmannsthal, sich ein Stück Unsterblichkeit zu sichern. Einen weiteren Geniestreich, der auf ewig mit dem Namen Hofmannsthal verbunden bleibt, stellt das Drama »Jedermann« (1911) dar. »Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes«, wie es im Untertitel heißt, wurde zu Hofmannsthals größtem Bucherfolg; allein zu Lebzeiten des Autors erschienen 70 Auflagen der Einzelausgabe.« [107] 1920 erfolgt durch Max Reinhardt eine »Neuinszenierung des »Jedermann« auf dem Salzburger Domplatz«. Die Verbindung des »Jedermann« mit den Salzburger Festspielen hat dieses Werk »zu Hofmannsthals größtem Bühnenerfolg überhaupt« [107] gemacht. Der Dichter hinterlässt ein gewaltiges und breit gefächertes Lebenswerk (Lyrik, Dramen, Komödien, Libretti, erzählende Prosa, Essays und Reden). Die Schöpfungen Hofmannsthals sind wahrlich keine »leichte Kost«, bisweilen verrätselt, hochästhetisiert und geheimnisvoll. Schon Zeitgenossen sehen

den Künstler auch kritisch. Insbesondere der Umstand, dass er sich bei der Auswahl seiner Themen aus der Antike über die Renaissance bis zur Neuzeit als Ideenspender bedient, räumlich vom Orient bis in die nordischen Gefilde ausgreift, erweckt Misstrauen. Mancher kreidet ihm das als Mangel an Originalität an. Der Dichter kennt aber seine Stärken und Schwächen sehr genau. Gegenüber Kessler äußert er einmal, er sei dankbar für stoffliche Vorschläge. Daraus ein Stück zu machen, das sei sein Metier, nur etwas »erfinden«, gelinge ihm nicht so gut [21]. Eine geharnischte Kritik aus dem Jahr 1909: »Man kann sich, wenn man Hofmannsthals Werke kennen lernt, zuerst eines gewissen Staunens nicht enthalten. Hofmannsthal wirkt fast wie ein Zauberer. In reichen prachtvollen Versen weht uns die höchste Schönheit an; aus unsagbar zarten Worten grüßt ein formvollendeter Geist ... Doch wir wissen, wie diese Kunst entstanden ist, wie dieser Dichtung das Schöpferische und Organische fehlt, wie sie übernommenes und ererbtes Kulturgut ist.« [56] An anderer Stelle: Die Dichtungen Hofmannsthals seien »mit Fruchtextrakt gefüllte Bonbons« in einer »Art poetischer Konditorei« [56]. Harte Worte. Sie zeugen davon, dass der Dichter in seiner Zeit jedenfalls nicht ganz unumstritten gewesen ist.

HOFMANNSTHAL UND BODENHAUSEN

Der Umgang mit dem Dichter ist nicht immer ganz einfach. Hochsensibel, verletzlich und sich auch dieser ausgeprägten Empfindlichkeit bewusst, wissen Freunde manchmal nicht so recht, wie sie ihm zu begegnen haben. Noch am Ende seines wahrlich langen Lebens berichtet Henry van de Velde über Hofmannsthal: »Aber auch bei Hofmannsthal lagen Hemmungen vor. Selbst für intime Freunde war der wirkliche Zugang zu ihm nicht leicht. Man wusste nie, ob man gelegen kam.« [101] Im Verhältnis zu Eberhard von Boden-

hausen deutet allerdings nichts auf derartige Friktionen hin. Die Freundschaft der beiden erhält sich ungetrübt bis an das Lebensende. Teilnehmend und von höchstem Wohlwollen getragen, begleitet Hofmannsthal die verschlungenen Lebenspfade des mitteldeutschen Barons. Er steht im Ringen um eine vernünftig besoldete Stellung in der deutschen Museumslandschaft moralisch an Bodenhausens Seite, nimmt mit Befürchtungen um dessen kulturelles Seelenheil den erneuten Wechsel in die Wirtschaft zur Kenntnis, dabei immer selbst getrieben und genötigt vom eigenen Erwerbszwang. Der Eintritt Eberhards in die Banken- und Industrielwelt erweitert auch das Themenspektrum des geistigen Austauschs der zwei Freunde. Beide werden im gewissen Sinne »politischere« Menschen, als sie es zuvor gewesen sind. Mag sein, dass bei Hofmannsthal die Zunahme an Lebensjahren und die Verkomplizierung der äußeren Verhältnisse der Donaumonarchie hier eine Rolle spielen, für Bodenhausen liegt die Ursache dafür in dem funktionsbedingten »Heranrücken« an die Entscheidungsträger im Deutschen Reich. Bei dem Austausch über die wachsende Kriegsgefahr in den Jahren vor 1914 wird – wie auch im Kriegsbriefwechsel Hofmannsthals mit Kessler – der Wiener Dichter zum »Österreicher«, zum Gewährsmann, zum Exponenten des Habsburgerreiches, der Hinweise und Vorschläge des »deutschen« Verbündeten erhält. Die dunklen Wolken am Horizont nehmen jedenfalls sowohl Bodenhausen als auch Hugo von Hofmannsthal wahr und sie sorgen sich. Tiefe und Innigkeit des auf geistiger Übereinstimmung beruhenden Verhältnisses des Kunstfreundes und des Dichters sind schon von den Zeitgenossen erkannt worden. Nicht zu Unrecht hat die Herausgeberin der schriftlichen Hinterlassenschaft den Titel »Briefe der Freundschaft« gewählt. Einige Voraussetzungen für die Beziehung sind aber dennoch erwähnenswert. Die erste davon ist, dass Eberhard schon in den PAN-Jahren definitiv auf den Eintritt in eine eigene

schriftstellerische Laufbahn verzichtet hat. Damit scheidet jede Rivalität untereinander aus. Eine Quelle von eben doch denkbaren Unzuträglichkeiten aus beruflicher Konkurrenz ist damit von vornherein verschlossen. Dass dies anders sein kann, belegt das Verhältnis von Hugo von Hofmannsthal zu dem ebenfalls eng befreundeten Harry Graf Kessler. Zwischen diesem – der Graf ist künstlerisch keineswegs ohne Ambition und eigenes Interesse – und Hofmannsthal kommt es während der gemeinsamen Arbeit an verschiedenen Projekten zu erheblichen Spannungen. Wenn ihm Kessler vorschlägt, »wie der letzte Act eigentlich sein müsste ...« [100], zeigt sich der Dichter doch verschnupft. Solcherlei »Einmischung« hat Hofmannsthal von Freund Eberhard nicht zu gewärtigen. Das ist der eine Punkt. Ein anderer ist ebenso wichtig: Bodenhausen verehrt den Dichter und sein Werk aus ganzem Herzen. Er sieht in ihm einen Fortsetzer des großen Goethe. Bisweilen schäumt er über vor Begeisterung. Da Lob und Applaus nun einmal das Brot des Künstlers sind, wäre Freundschaft undenkbar geblieben, wenn Bodenhausen etwa der schriftstellerischen Leistung Hofmannsthals keinen oder kaum Respekt gezollt hätte. Ein letzter, eher verborgener Grund begünstigt Entstehung und Halten der freundschaftlichen Verbindung: Bis zu dem Übertritt Bodenhausens zur Großindustrie liegt zwischen dem Dichter und dem Kunstfreund eine ziemliche Identität im wirtschaftlichen Unterbau vor. Beide »haben nichts« und möchten, dass sich das ändert. Diese gefühlte Schicksalsgemeinschaft schweißt auch irgendwie zusammen, scheint jedenfalls kein Faktor zu sein, den man geringschätzen sollte.

5.

PRÄGEND: BODENHAUSEN UND DIE PREDIGER DES NEUEN STILS KESSLER UND VAN DE VELDE (ab 1894)

HARRY GRAF KESSLER (1868–1937):

Herkunft und Familie: Harry Clemens Ulrich Kessler ist geboren am 23. Mai 1868 in Paris und damit nur wenige Wochen älter als Bodenhausen. Dessen Vater, Adolf Wilhelm (von) Kessler, stammt aus süddeutsch-schweizerischem Geschlecht. Mit einem kurzen, aber hellen Schein, wiewohl von nur episodischer Bedeutung, erleuchtet Anfang des 16. Jahrhunderts Johannes Kessler die Familiengeschichte: Im Jahr 1522 trifft er in Jena im »Schwarzen Bären« auf Martin Luther. Jener, sich zuerst noch hinter der Maske des »Junker Jörg« verbergend, wird deshalb von dem reisenden Schweizer Studenten fälschlich für Ulrich von Hutten gehalten. Johannes Kessler wirkt später an der Einführung des evangelischen Bekenntnisses in der Schweiz mit. Seine Eindrücke vom Zusammentreffen mit dem großen Reformator hat er schriftlich der Nachwelt hinterlassen. »Selten gibt ein Bericht ein so lebendiges Bild Luthers wie dieser von Johannes Kessler.« [64] 1566 erhebt Kaiser Maximilian II. in Augsburg die Kessler in den Adelsstand [36]. Inwieweit das Prädikat spätere Generationen aktiv geführt haben, war vorderhand nicht zu ermitteln. Ein Bedürfnis dafür entsteht wohl erst, als die Verknüpfung von Geldgeschäften und aristokratischem Habitus wirtschaftlichen Vorteil verspricht.

Die Familie erhält die preußische Anerkennung ihres Adels im Jahr 1879. Ab 1881 dürfen die Kessler einen reußischen Grafentitel führen. Ausgestellt ist die Urkunde auf Schloss Osterstein (Gera) [36]. Die Standeserhöhung zum Grafen erfolgt jedenfalls nicht durch Kaiser Wilhelm I., wie das verschiedentlich behauptet wird [21]. Man kann sich allerlei denken, welche Gründe den Duodezfürsten von Reuß jüngere Linie veranlasst haben, einen Bankier zum Grafen zu erheben. Harrys Vater leitet »in Paris die Niederlassung eines alten hamburgischen Bank- und Kommissionshauses, das seit dem 18. Jahrhundert der Familie seiner Mutter, den Auffmordt, gehörte.« [21] Wie sich gern Geld zu Geld gesellt, so auch hier. Sein Vater Adolf Wilhelm heiratet die 1852 in Bombay geborene Alice Harriet aus der Familie Blossé Lynch, von Hause aus altirische Barone. Es wird offenkundig, wo die Quelle des als märchenhaft empfundenen Reichtums der Kessler springt. Der Vater, der erste Graf Kessler, stirbt schon 1895. Seitdem repräsentiert vor allem Harry Graf Kessler als einziger männlicher Abkömmling die Familie. Die Glieder des gräflichen Hauses bleiben außerordentlich überschaubar. Neben Harry gibt es nur noch seine Mutter, deren gewöhnliche Aufenthaltsorte der Gotha [36] mit Paris und Nizza benennt, und die deutlich jüngere Schwester Wilhelma. Harry Graf Kessler bleibt unverehelicht. Seine Schwester heiratet in eine altadelige französische Familie ein, die in der napoleonischen Ära zu hohen Ehren aufgestiegen ist. Schwager Kesslers wird ein Marquis de Brion, zu dessen Vorfahren der 1813 bei Bautzen gefallene, treue Gefährte Napoleons, der Großmarschall des Palastes, Michel Duroc, zählt. Als Randnote noch eine Merkwürdigkeit: Die einschlägigen Adelsjahrbücher bedienen sich der Schreibweise »Keßler«. Neuere Literatur verwendet jedoch fast ausschließlich die Form »Kessler«. Stets hält sich übrigens in Hof- und Adelskreisen das Gerücht einer Liaison zwischen Kesslers Mutter und dem späteren

Kaiser Wilhelm I., als dessen Resultat die Geburt Harrys angenommen wird. Diese Gerüchte über seine Abstammung haben Kessler insgesamt wohl eher geschadet als genützt.

Harry Graf Kessler: Lebensumstände

Kessler hat eigentlich drei Heimatländer, nämlich über die Mutter und deren Verwandte Großbritannien, wegen des Ortes der Geburt und des gewöhnlichen Aufenthalts von Mutter und Schwester Frankreich sowie wegen der väterlichen Abstammung und seines eigenen Lebensmittelpunktes Deutschland. Damit nimmt er schon so etwas wie eine europäische Identität vorweg. Kessler wird an Internaten in Frankreich und Großbritannien erzogen und unterrichtet. »Unter seinen Mitschülern in Ascot war Winston Churchill.« [21] Studiert wird in Deutschland in Bonn, Heidelberg und Leipzig. Obwohl Kessler ohne weiteres in der Lage gewesen wäre, finanziell den Eintritt in die Diplomatenlaufbahn zu stemmen, hat man ihn dort nicht haben wollen. Dagegen standen: »... der junge Adel der Familie und hartnäckige Gerüchte um seine Abkunft« [45]. In gewissem Sinne wird er sich bisweilen tatsächlich »in einer feindlich gesinnten preußischen Gesellschaft ...« [45] bewegt haben. Sticheleien dahingehend, er verkörpere etwas von einem Parvenu, ist er wohl öfter ausgesetzt. Ob man seine gelebte Internationalität in allen Kreisen gern gesehen hat, mag auch dahinstehen. Allerdings muss man sich hüten, eine solche Auffassung zum Dogma zu erheben. Dagegen spricht zum Beispiel, dass er unangefochten jahrzehntelang Reserveoffizier bei den 3. Garde-Ulanen in Potsdam – also in der Residenzstadt – gewesen ist. Wenn man sich noch die Ehrpusseligkeit und den bisweilen zur Schau gestellten Hochmut des Gardeoffiziers der Wilhelminischen Ära vor

Augen hält, dann stellt diese »Militärkarriere« Kesslers schon eine erhebliche Anpassungsleistung dar. Mit dem Tod des Vaters 1895 gelangt er in den Besitz eines Vermögens, »das ihm große Freiheit der Lebensführung gestattet« [21]. Er unternimmt weltumspannende Fahrten, hält sich in den Vereinigten Staaten und in Mexiko, in der arabischen Welt, aber auch in Indien, China und Japan auf. In den zwei Jahrzehnten vor dem Weltkrieg wirken Kesslers Mobilität und Umtriebigkeit geradezu atemberaubend. Die Existenzform seines Lebens ist die einer einzigen geschäftigen Reise. Stationen lauten häufig Paris, London, Berlin, Weimar. Soweit die biografischen Umstände durch Berührung der Lebenswege von Kessler und Bodenhausen gekennzeichnet sind, so, wie beim Anbeginn in der Genossenschaft PAN, wird davon noch zu reden sein. Deshalb hier nur Stichworte dazu: das Weimarer Engagement, Zusammenarbeit mit Hugo von Hofmannsthal, Weltkriegsjahre als Offizier und faktisch deutscher Kulturattaché in der Schweiz.

Nach dem Tod von Eberhard von Bodenhausen, in den Tagen von Umsturz und Revolution, erlangt Kessler kurzzeitig doch noch eine exponierte Stellung im diplomatischen Dienst. Als Gesandter des Deutschen Reiches in Warschau organisiert er den Rückzug der deutschen Truppen aus dem Osten. Die neue polnische Regierung bricht aber die Beziehungen zum Reich nach wenigen Wochen ab, womit sich auch Kesslers Auftrag erledigt [93]. Er stellt sich im Nachkriegsdeutschland der neuen Regierung zur Verfügung, verschreibt sich der pazifistischen Bewegung und wirbt für die Völkerbundsidee. Nicht jedem gefällt dieses Engagement des »roten Grafen«, wie er nun ab und an geschmäht wird. Nach Scheitern bei der Reichstagswahl 1924 und einem »gesundheitlichen Zusammenbruch« 1926/27 [93] zieht er sich in den folgenden Jahren aus der Politik vollständig zurück. Er macht das, was er immer noch am besten kann: Werbung für den guten Geschmack. Die Zeitläufte treiben ihn, der Deutsch-

land zunehmend kritischer gegenübersteht, 1933 in die Emigration. Von einer Parisreise kehrt er nicht mehr nach Berlin zurück, wählt vielmehr Palma de Mallorca als Wohnsitz aus. Auch wirtschaftlich haben die politischen Entwicklungen den Grafen schwer mitgenommen. Aus nicht sofort einsichtigen Gründen wird 1919 nach dem Tod der Mutter in Frankreich Kesslers Erbe beschlagnahmt [93]. Sein deutsches Vermögen geht infolge der Emigration verloren (»1933–1937 Verkäufe, Beschlagnahme, Zwangsversteigerungen seines Besitzes in Berlin und Weimar« [93]). Verarmt und mittellos erlischt sein Lebenslicht 1937 in Lyon. Letzte Ruhe findet er in Paris auf dem Friedhof Père Lachaise.

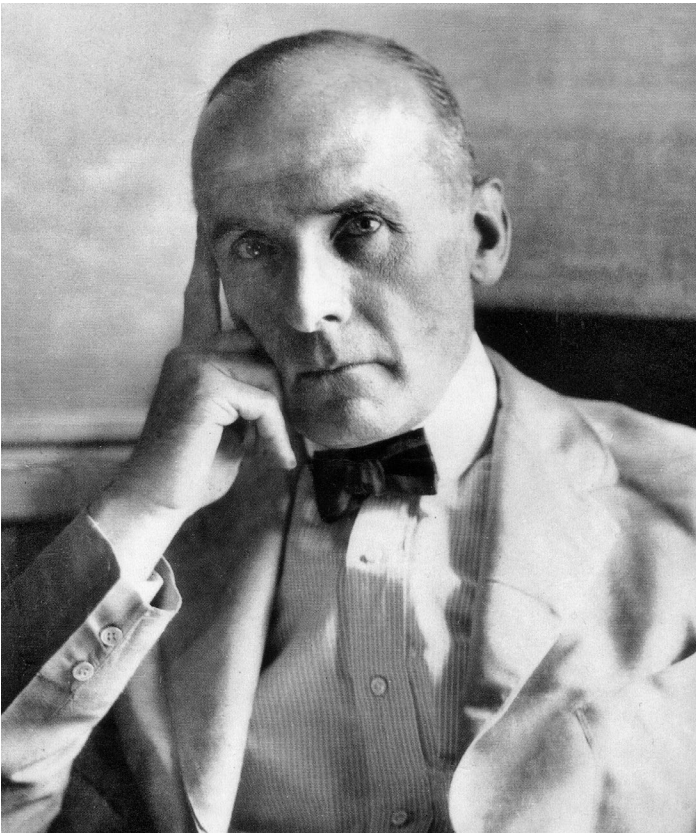
Harry Graf Kessler: Werk und Wirkung

Kulturerneuerer und Kommunikationstalent: Maßgeblich für die Würdigung Kesslers ist zunächst der Umstand, dass er dem in Künstler- und Intellektuellenkreisen um sich greifenden Unbehagen über den herrschenden Kunstgeschmack beitrifft. Die Suche nach alternativen Äußerungsformen in bildender Kunst und Architektur hat Kessler fördernd und lenkend, vor allem aber mit ungezügelter Leidenschaft, begleitet. Er stürzt sich in das kulturelle Leben der Zeit und wird dadurch auch zum Geburtshelfer eines künftigen Kunstverständnisses. Im wahrsten Sinne des Wortes darf er sich als einen »Wegbereiter der Moderne« [100] betrachten, eine Zuschreibung, die vielleicht treffender sein wird als der »Flaneur durch die Moderne« [23], da dieser Fortbewegungsart doch immer ein Schein des ziellosen Umherstreifens anhaftet. Ziellos ist Kessler aber nie, weiß vielmehr genau, was er will. Mit kolossalem Enthusiasmus pflegt er ungezählte Kontakte mit Künstlern, vornehmlich aus Deutschland, Nord- und Westeuropa. Er wirkt damit in sei-

ner Wahlheimat für ein aufnahmebereites Klima bezüglich neuer künstlerischer Eindrücke. Sein Kampf für einen Stilwechsel beinhaltet gleichlaufend mäzenatische Betätigung zugunsten von Künstlern, die ihm für den angestrebten Zweck dienlich scheinen; zu nennen hier vor allem: Henry van de Velde und der Maler Edvard Munch.

Kulturelle Hinterlassenschaft: Davon abgesehen, dass auch Kessler zu den manischen Briefeschreibern seiner Zeit zählt, mithin eine hohe Zahl solcher Zeugnisse aus seiner Feder vorliegen, hinterlässt er darüber hinaus punktuell Außerordentliches. An erster Stelle ist hier sein »monumentales Tagebuchwerk, ... ein literarisches Jahrhundertwerk« [23] zu nennen. 57 Jahre lang vertraut Kessler seinem Tagebuch Eindrücke und Gedanken über die Welt um sich an. »Etwa 12 000 mehr oder weniger bedeutende Zeitgenossen« [129], nach Easton-Laird sogar mehr als 40 000 [26] bevölkern diesen Kosmos. Damit offenbaren die Aufzeichnungen Kesslers ein Zeitpanorama allerersten Ranges und gleichzeitig werden sie zu einem unerschöpflichen Steinbruch, in dem Biografen und Zitatesucher aller Couleur Abbau treiben. Den Lebenszyklus dieser originellen Persönlichkeit überdauert haben ferner dessen Memoirenbände »Gesichter und Zeiten« und die »Notizen über Mexiko«. Eine späte Frucht, die unter anderem auch auf dem Wissen beruht, das Kessler in seinen Tagebüchern angehäuft hat, ist eine Lebensbeschreibung des Industriellen und Politikers Walther Rathenau aus dem Jahr 1928. Zu den bleibenden künstlerischen Leistungen Kesslers zählt schließlich dessen Mitwirkung an verschiedenen Hauptwerken Hugo von Hofmannsthals (Rosenkavalier, Josephslegende).

Cranach Presse: Dass Kessler als Ästhet und sensibler Kunstfreund eine besondere Beziehung zu Büchern entwickelt, verwundert überhaupt nicht. Sie gelten ihm nicht



Harry Graf Kessler, 1920er Jahre
(Archiv Schloss Neubeuern)

nur als Lektürestoff; das Lesen eines wirklich »schönen« Buches muss auch ein sinnliches Erlebnis sein. Aus diesem Verständnis heraus ruft er 1913 einen Verlag für bibliophile Kostbarkeiten ins Leben, den er wegen des örtlichen Bezuges zu Weimar Cranach Presse nennt. Exklusivität und Preis engen – wie beim PAN – den Interessentenkreis erheblich ein. Aber: gewinnbringende Massenproduktion wird von vornherein nicht beabsichtigt. Es ist ein Unter-

fangen, das mit der Wendung *l'art pour l'art* immer noch am besten zu beschreiben ist. Das Unternehmen produziert unter Einbeziehung erster Künstler der Zeit Druckwerke von ungewöhnlich hoher Qualität, die sich vor allem durch das »Zusammenspiel von Illustration und Typografie« [17] auszeichnen. Legendären Rang erlangen in dieser Beziehung die Veröffentlichung der *Odyssee* in der Neuübersetzung von Rudolf Alexander Schröder und eine *Hamlet*-Ausgabe aus dem Jahr 1929, die kurz darauf zum Buch des Jahres gekürt wird. Die Cranach Presse liegt Kessler wirklich am Herzen. So wird es ihm nicht leichtgefallen sein, das Unternehmen 1931 aus wirtschaftlichen Gründen liquidieren zu müssen.

KESSLER UND BODENHAUSEN

Wir kennen aus Kesslers Feder die Umstände, durch die erstmals in der Studentenzeit sein Interesse auf Eberhard von Bodenhausen gelenkt wird (vgl. 2. Kapitel). Wirkliche Bekanntschaft, die zu Freundschaft und gegenseitiger Wertschätzung führt, resultiert aber dann erst aus der gemeinsamen Arbeit am PAN. Es ist anzunehmen, dass er zu dem Gleichaltrigen aufgeschaut hat. Eberhard von Bodenhausen ist von der Persönlichkeit Kesslers mehr als beeindruckt. Jener verkörpert – mit Händen zu greifen – einen Lebensstil, der Eberhard in gewissem Sinne als erstrebenswert vorschwebt. So wie Kessler lebt, möchte Bodenhausen gern leben. Das Auftreten Kesslers vermittelt den Eindruck, dass ihm Geldsorgen so fremd wie nur etwas sind. Wenn einer in der Lage ist, ein im wahrsten Sinne des Wortes selbst bestimmtes Leben zu führen, dann ist es der junge Graf. Zwar überzeugen dessen Titulaturen eher weniger, aber eines ist echt: das ist der Reichtum. Bei dieser Sachlage wird es Eberhard dem Freund außerordentlich hoch an-

gerechnet haben, dass er sein Vermögen nicht als Lebemann in Casinos, Bädern und auf Rennplätzen vergeudet, sondern es für jene höheren kulturellen Zwecke einsetzt, die auch Bodenhausen wichtig sind wie das tägliche Brot. Die rastlose Umtriebigkeit des Grafen, seine Kontakte, Beziehungen und fortdauernden Reisen vermitteln dem Freundeskreis, dem auch Bodenhausen angehört, tiefe Einblicke in die zeitgenössischen kulturellen Strömungen in Deutschland, Frankreich und England. »Kessler hatte stets nicht nur das neueste Theaterstück gesehen, den soeben erschienenen Roman gelesen, sondern auch die Dichter, Sänger und Schauspieler kennengelernt, von denen andere nur in der Zeitung lasen.« [21] An diesem Wissensvorsprung hat Harry Graf Kessler selbstredend auch Freund Eberhard teilhaben lassen. Das Verständnis Bodenhausens für übernationale Aspekte der künstlerischen Phänomene der Zeit, bis hin zum Erkennen eines europäischen Zusammenhanges, ist durch Kessler zweifellos gefördert worden. Die Freundschaft mit Kessler hat bis zum Tod Bodenhausens 1918 Bestand gehabt, wenngleich sich Abstufungen erkennen lassen, sich die Qualität der Beziehung über die Jahrzehnte schon verändert hat. Zu diesem Thema hat Simon [90] sehr tiefgründige Überlegungen angestellt. Zwar waren Kessler und Bodenhausen in vielen äußeren Umständen »gleich«: Adelige Abstammung (an der »jungen« Nobilität Kesslers dürfte sich Bodenhausen kaum gestört haben; das wurde durch das Vermögen wettgemacht), gleiche Kunstinteressen, gleicher demonstrativer »Männlichkeitserweis«: beide dienen als Reserveoffiziere in »noblen« Reiterregimentern (nur am Rande: auch Freund Hofmannsthal ist wie Kessler Offizier bei den Ulanen). Unter Auswertung der brieflichen Hinterlassenschaft macht Simon dann aber doch erhebliche Differenzen in der seelischen Verfasstheit von Kessler und Bodenhausen aus, die einer stetigen »guten Freundschaft« etwas im Wege stehen. Kessler, sich seiner eigenen Wichtig-

keit bewusst, neigt zu Polemik und zum Opponieren. Beide Freunde schätzen und achten das Urteil des anderen. Aber oft hat dies auch etwas von einem Ringen um Meinungsführerschaft. »Die Abhängigkeit, in die sich Bodenhausen gegenüber der Bestimmtheit Kesslers begab, führte manchmal so weit, daß Bodenhausen in Diskussionen nicht mehr der Sache wegen, sondern um der Selbstbehauptung willen widersprach.« [90] Zentrale Bedeutung misst Simon einer Äußerung des Grafen gegenüber der Schriftstellerin Anette Kolb bei: Er, so Kessler, teile die Menschen, mit denen er verkehre, in drei Klassen ein: »solche, die er liebe, solche, denen er vertraue und solche, die er benütze.« [90] Nach dieser Kategorisierung – die Kessler selbst in der Praxis nicht sauber zu scheiden wusste – meint der Literaturwissenschaftler, dürften sich Bodenhausen und Kessler »geliebt« haben. Er setzt einen gewissen Abbruch in der Herzlichkeit der Beziehung auf das Jahr 1904, als es wegen der Weimarer Aktivitäten zu Misshelligkeiten zwischen den Freunden kommt [90]. Zwar bleiben persönliche Nähe und Sympathie erhalten, auch gibt es bisweilen Phasen erneuten Einvernehmens. Von allerletzter Vertrautheit, die auch gegenseitige ehrliche und schonungslose Offenheit über die eigenen Sorgen und Ängste impliziert, ist der Freundschaftsbund aber wohl nie getragen. So steht denn das Verhältnis der beiden, in dem sich Bodenhausen »intuitiv abgrenzt« und Kessler immer und überall »Haltung« zeigen will, unter einem »stets spürbaren Vorbehalt« [90]

HENRY VAN DE VELDE (1863–1957)

Herkunft und Familie: »Als zweitjüngstes von acht Kindern bin ich am 3. April 1863 geboren. Meine Mutter hat oft davon gesprochen, dass es ein Karfreitag war.« [101] So eröffnet der Künstler selbst seine Lebensbeschreibung. Er er-